

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art
<b>Herausgeber:</b>	Visarte Schweiz
<b>Band:</b>	- (1963)
<b>Heft:</b>	5
<b>Artikel:</b>	Integration : Votum von Theo Schmid, Architekt, bei der Eröffnung der Gesellschaftsausstellung der GSMBA am 22. September 1963 im Kunsthaus und Helmhaus
<b>Autor:</b>	Schmid, Theo
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-625526">https://doi.org/10.5169/seals-625526</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Integration. Votum von Theo Schmid, Architekt, bei der Eröffnung der Gesellschaftsausstellung der GSMB.A am 22. September 1963 im Kunsthause und Helmhaus

Sehr verehrte Damen und Herren,

Herr Dr. Wehrli und Herr Perincioli haben Sie bereits darüber orientiert, was es im Kunsthause und Helmhaus zu sehen gibt. Es bleibt mir vorbehalten, darüber zu berichten, was man nicht sieht und dennoch die Form unserer beiden Ausstellungen massgebend bestimmt hat. Es ist dies die Wahl des Gesichtspunktes.

Ich beantworte die Frage: Was haben wir uns vorgenommen und was verwirklicht? Herr Dr. Wehrli und wir, die Veranstalter, sahen der diesjährigen Gesellschaftsausstellung nicht ohne Herzklagen entgegen. Wir waren uns, auf Grund der bisherigen Erfahrungen, darüber einig, dass das alte Verfahren verlassen und ein neuer Weg gefunden werden sollte.

Die Problematik einer schweizerischen Schauausstellung von Kunstwerken zeigt sich in den verschiedenen Ansprüchen, die an dieses Unternehmen gestellt werden:

Erstens wird verlangt, dass die Ausstellung einen Querschnitt des schweizerischen Kunstschatzes vermittele; zweitens dass möglichst viele Mitglieder unter besonderer Beachtung des Nachwuchses berücksichtigt werden sollen, und

drittens dass die Ausstellung sich geschmackvoll präsentiere. Jeder dieser Standpunkte hat zweifellos seine Berechtigung. Interessant wäre eine Art tour d'horizont über das Arbeiten in unseren Städten und verborgenen Talwinkeln, doch hätte in einer solchen Ausstellung das Vielartige, Regionale, Charakteristische das Primat gegenüber der Qualität.

Gerecht erscheint der Anspruch, möglichst vielen Mitgliedern der Gesellschaft die Gelegenheit zu verschaffen, ihre Bilder zu zeigen und zu verkaufen, doch lässt sich nicht leugnen, dass das soziale Streben nach einer Höchstbeteiligung ebenfalls auf Kosten der Qualität geht.

Rücksichtsvoll im Hinblick auf den Besucher ist die Forderung nach einer rein repräsentativen Ausstellung, doch geht hier die ästhetisch-formale Bewertung auf Kosten einer Anerkennung der schöpferischen Leistung.

Den drei genannten Gesichtspunkten ist somit folgendes gemeinsam:

Erstens zeigt sich, dass die strikte Ausrichtung nach einem dieser Gesichtspunkte die Gesamtqualität der Ausstellung vermindert, und

zweitens dass jeder dieser Gesichtspunkte die beiden andern ausschliesst. Niemand kann zwei, und noch weniger drei Herren dienen.

Dass man die Notwendigkeit eines klaren Stellungsbezuges im allgemeinen zu wenig erkannte, dürfte der Hauptgrund dafür sein, dass unsere bisherigen Gesellschaftsausstellungen nicht einheitlich, gestehen wir es offen, in mancher Hinsicht sogar etwas charakterlos waren. Die Presse nahm davon Notiz.

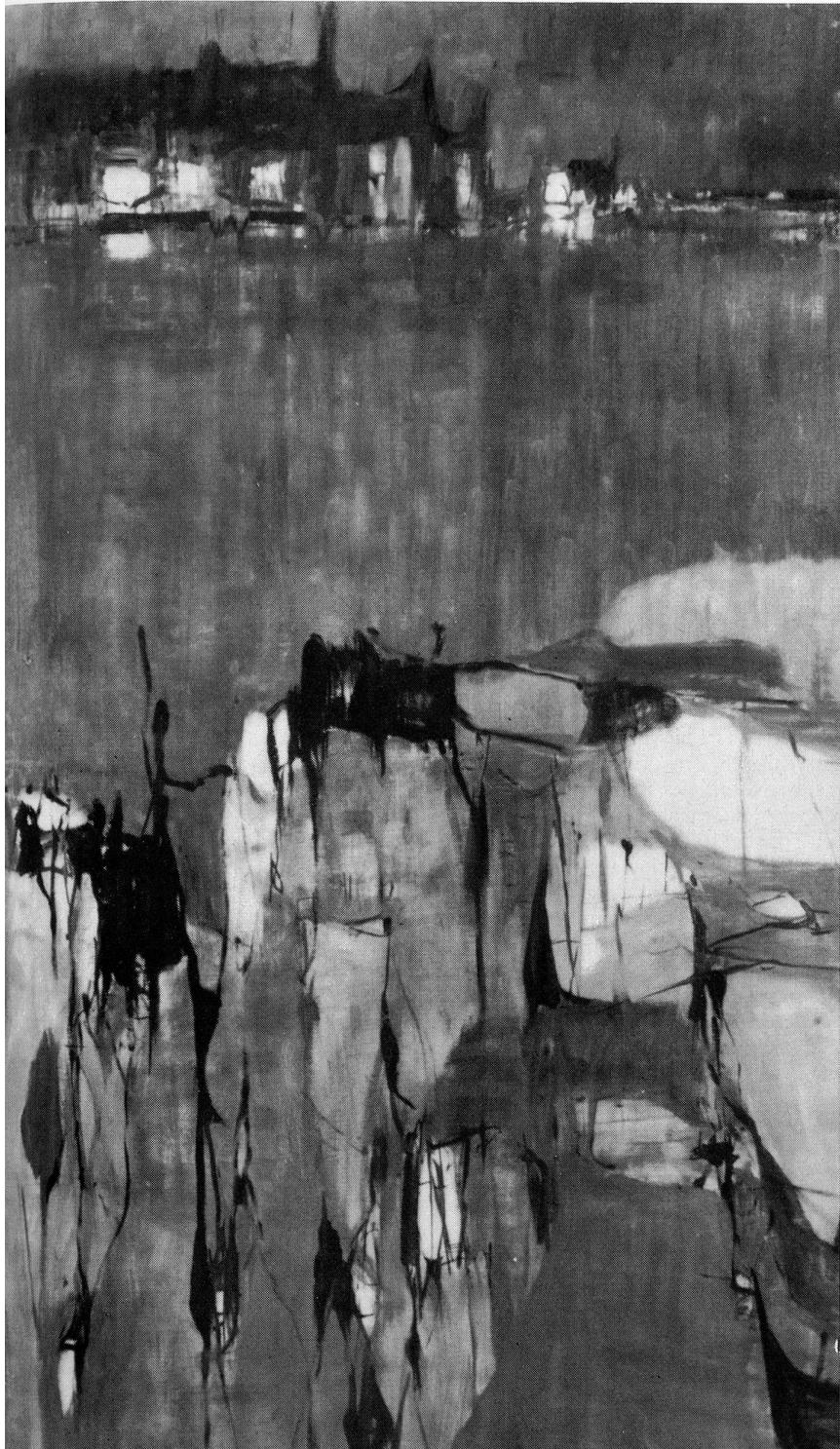
Es war den heutigen Veranstaltern ein besonderes Anliegen, einen Ausweg aus dieser Sackgasse zu finden. Ich habe Herrn Direktor Wehrli zu Rate gezogen. In einer gemein-

samen Aussprache wussten wir anfänglich sehr genau, was wir nicht tun sollten, doch ist dies keine ausreichende Erkenntnis, wenn man zu einer mutigen Tat entschlossen ist. In einer anregenden Plauderei fielen aber schliesslich zwei wichtige Stichworte, die mich zu weiterem Nachdenken veranlassten:

«Entwicklung» und «Integration». Ich merkte bald, dass das erste auf die freie Kunst, das zweite auf die sogenannte angewandte Kunst hinzielte.

Zu einer näheren Abklärung des Begriffes «Entwicklung» in der Darstellung der freien Kunst führten die folgenden Überlegungen: Es geht beim Malen und Formen nicht in erster Linie darum, etwas Natur oder Mensch einzufangen und in einem Abbild festzuhalten, sondern darum, dass der Künstler eine bestimmte Anschauung oder Erkenntnis zu vermitteln hat. Der Betrachter hat Anspruch darauf, Einblick in die Auseinandersetzung des Malers oder Bildhauers mit dem Objekt zu gewinnen und im Kunstwerk eine Aussage über das Ziel ihres Strebens zu erhalten. Das Kunstwerk ist kein Markenartikel, es ist keine Handelsware, wie Erdbeeren, die man pflückt, kocht und als Konfitüre verkauft. Es ist die Bilanz einer schöpferischen Entwicklung und das Endglied einer Kette. Es ist ergreifend, dass ein Objekt einen Maler derart zu faszinieren vermag, dass es ihn zeitlebens im Banne hält (Cézanne, Hokusai). Ich glaube, diese intensive, geradezu schicksalhafte Art des Erlebens ist das sicherste Indiz eines ernsten Forschens. Dieses wurde mir klar, als mir ein Maler, von einer Studienreise zurückgekehrt, etwa ein Dutzend Bilder eines kleinen Fischerhafens zeigte, den er, ohne den Standort zu wechseln, zu verschiedenen Tageszeiten, bei Sonnenschein, Regen und Sturm und in verschiedenen Gemütsverfassungen gemalt hat. Diese Art dem Objekt auf den Leib zu rücken, schien mir einen Weg zu weisen, vor allem das Tafelbild auf eine neue Art zu zeigen. Ich wollte versuchen, anhand von Reiseskizzen, Studien und Bildvariationen diese faszinierende Auseinandersetzung des Künstlers mit seiner Umwelt ins Blickfeld der Ausstellung zu rücken. Leider stiess diese Idee bei den Malern auf unerwarteten Widerstand. So war dieser Weg noch nicht begehbar. Dennoch frage ich mich und auch Sie, sehr verehrte Damen und Herren: glauben Sie nicht, dass es heute an der Zeit wäre, den Wesensgehalt eines Kunstwerkes dem Uneingeweihten etwas näher zu bringen?

Mit dem Stichwort «Integration» hatten wir etwas mehr Glück. Der Begriff Integration für eine neue Auffassung der angewandten Kunst ist gefährlicherweise bereits zu einem Schlagwort geworden, und als solches in erhöhtem Masse Missverständnissen ausgesetzt. Es ist schwer zu sagen, aber durchaus möglich, dass diese neue Formulierung des Teamworks zwischen Maler, Bildhauer und Architekt auf die Architekturentwicklung zurückzuführen ist, die heute allgemein nach einer Synthese der biologischen und technischen Voraussetzungen strebt. Hingewiesen sei auf das Vorwort von Architekt Steinbrüchel im Ausstellungskatalog, in dem



er den Fragenkomplex um das aktuelle Thema eingehend erörtert.

Architekt Ott aus Bern definierte die Integration als «Die Zusammenfassung der Künste zu *einem* schöpferischen Werk». Diese Auffassung ist so zu verstehen, dass *durch Wegfall des Einen die Einheit des Ganzen verloren geht*. Die Deutung wird ohne weiteres verständlich, wenn man bedenkt, dass in diesem Zusammenhang Skulptur und Malerei als raumbildende Elemente zu verstehen sind. Nicht verwunderlich ist in der heutigen Zeit, dass in internationalen Zeitschriften bereits von einer «Totalintegration» die Rede ist, nach der Deklination: voll, voller, am vollsten.

Leider scheiterte die Integrationsausstellung im ursprünglich vorgesehenen Umfange an drei nicht vorauszusehenden Hindernissen: an den beschränkten finanziellen Mitteln, an der knappen Zeit und an der schwachen Beteiligung.

Trotz allen Bemühungen haben wir bis heute keine schriftliche Bestätigung der mündlich zugesicherten Bundeshilfe, so dass wir kein gültiges Budget aufstellen konnten. Dies versetzte uns in die Lage eines Reisenden, der noch nicht weiß, ob ihn die Eisenbahn oder das Flugzeug nach Rom bringt, oder ob er die Strecke per Autostop zurücklegen muss.

Deprimierend war die geringe Beteiligung von anfänglich nur elf Architekten, darunter kein einziger Westschweizer, eine Auswirkung der Hochkonjunktur im Baugewerbe. Ferner stellten wir fest, dass eine vollumfängliche integrale Ausstellung mindestens einer zwölfmonatigen Vorbereitung bedarf.

Wenn es trotz den vielen Schwierigkeiten gelungen ist, im «Helmhaus» zu zeigen, was innerhalb unserer Sparte unter Integration zu verstehen ist, so ist dies ausschliesslich Franz Steinbrüchel und seinen Mitarbeitern zu verdanken. Er selbst hat, trotz starker beruflicher Beanspruchung, mit vollem Einsatz seiner Zeit und Kraft und seines vielseitigen Könnens die ihm ans Herz gewachsene integrale Ausstellung im «Helmhaus» aufgebaut. Dafür spreche auch ich ihm den wohlverdienten Dank aus.

Damit bin ich beim Sichtbaren angelangt, was nicht in mein Konzept gehört. Zurückblickend behält das Nietzsche-Wort seine Gültigkeit: «Man muss mehr wollen, als man kann, um mehr zu leisten». Auch unser Wollen war grösser als das Vollbringen. Immerhin hat es ein Neues gezeitigt, das in die Zukunft weist, und eine wohlwollende Beurteilung verdient.

Ob dem so ist, darüber, meine Damen und Herren, haben Sie zu entscheiden.

Fernand Giauque «Paysage bleu»